

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
<b>Herausgeber:</b>	Verein für wirtschaftshistorische Studien
<b>Band:</b>	64 (1997)
<b>Artikel:</b>	Abraham Geilinger (1820-1880), Gottlieb Geilinger (1853-1927), Eduard Geilinger (1885-1955)
<b>Autor:</b>	Mosbacher, René
<b>Kapitel:</b>	Gottlieb Geilinger (1853-1927)
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-1091174">https://doi.org/10.5169/seals-1091174</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Gottlieb Geilinger (1853 – 1927)

## Ausbildung und Wanderschaft

Dreizehn Kinder hatte Abraham Geilingers Frau Euphrosina zwischen 1847 und 1865 zur Welt gebracht – acht Mädchen und fünf Buben. Dass Gottlieb, der Fünftgeborene, das väterliche Geschäft weiterführen sollte, hatte tragische Gründe: Seine älteren Brüder Johann Heinrich und Heinrich waren mit vier und drei Jahren gestorben.

Nach der Ausbildung – im väterlichen Betrieb vermutlich – besorgte sich Gottlieb Geilinger in Zürich sein Wanderbuch, das ihm Gottfried Keller ausfertigte. Im Februar 1872, mit sechzig Franken vom Vater in der Tasche, reiste er nach München. Dort angekommen, wollte er trotz eines Empfehlungsschreibens für die Maschinenfabrik Krauss & Cie. «doch lieber in einer Bauschlosserei arbeiten». Er klopfte bei einer Werkstatt in der Sendlingerstrasse an – und erlebte seine erste Enttäuschung: «Der Meister betrachtete mich von oben bis unten und sagte dann, er habe die

Schweizer sonst gern, aber ich sei ihm zu schmächtig. Ich hätte am liebsten hellauf geweint», schrieb Gottlieb in seinen Erinnerungen 1925.

So landete er doch bei Krauss & Cie. Dort arbeitete er in einer Abteilung, die Rangierloks für die Schweizerische Nordostbahn baute. Bei Krauss & Cie. lernte er unter der Obhut eines Bekannten seines Vaters, der ihn offenbar kräftig förderte. Etwa nach einem Jahr, im Frühling 1873, verliess er die Maschinenfabrik und München in Richtung Wien. Acht Tage dauerte die Reise damals – inbegriffen Zwischenhalte in Hallein zum Besichtigen der Salzbergwerke («wir rutschten auf glatten Balken von Etage zu Etage») und in Salzburg zur «Besichtigung der Stadt, der Burg mit Garnison, des Salzkammergutes etc».

In Wien traf er unerwartet schwierige Bedingungen an – es herrschte «Arbeitsstockung». Die Stadt war in erbärmlichem Zustand, aber das wusste im Ausland niemand. Um die gerade laufende Weltausstellung nicht zu gefährden, hielt die Regierung Informationen über den Ausbruch der Cholera und verschiedene Bankzusammenbrüche im Gefolge des Börsenkrachs zurück.

In der Vorstadt fand Gottlieb dann doch Arbeit für kurze Zeit. Seine Unterkunft war teuer und entpuppte sich am ersten Morgen als Massenlager: «Wie erstaunt war ich aber, als ich morgens erwachte, dass neun bis zehn Personen, teils auf dem Boden gebettet, meine Schlafgänger waren. Ein längeres Bleiben war für mich unmöglich.»

Gottlieb Geilinger  
(1853 – 1927) um 1905



Schliesslich klappte es im nahegelegenen Kurort Baden bei Wien. Dort erhielt er bei Escher, Wyss & Co. Arbeit, die ihm zusagte. Für die Tochterfirma der Zürcher Maschinenbauer erledigte er Reparaturen und Montagen, unter anderem in der Papiertechnik. Als 1875 die Aufträge ausgingen, reiste er wieder nach Hause.

In der Zwischenzeit musste sich die Lage im väterlichen Geschäft dramatisch verschlechtert haben. Besonders die Finanzen schienen derart Sorge zu bereiten, dass Gottlieb auf Bitten seiner Mutter hin den geplanten Welschland-Aufenthalt bleiben liess und dem Vater half.

### Kopfüber ins Geschäft I

Die Zeiten waren härter geworden: Die sogenannte Gründerkrise drückte auf Europas Wirtschaft. Entstanden war dieser wirtschaftliche Bruch in der Folge des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71. In Deutschland lösten die hohen Reparationszahlungen, die Frankreich in kürzester Zeit zu leisten hatte, ein überbordendes Wirtschaftswachstum aus. Die Folgen waren zu hohe Investitionen, Spekulationen und, da dem Wachstum die langfristige Grundlage fehlte, Kapitalverluste und der Zusammenbruch von Produktion und Nachfrage. Schliesslich mussten Deutschland 1878 und Frankreich 1882 hohe Zölle auf importierte Waren erheben, um die eigene Wirtschaft zu schützen. Die Schweiz – schon damals stark im Export – traf das empfindlich.

Winterthur als Wirtschaftsstandort wurde in dieser Zeit noch zusätzlich gebeutelt: Die Stadt geriet, infolge ihrer hohen Investitionen in das glücklose Nationalbahuprojekt, an den Rand des Konkurses. Ende der 1870er und Anfang der 1880er Jahre mussten die Beteiligungen mit grossem Verlust liquidiert werden. Die daraus entstan-

dene finanzielle Belastung hatte zur Folge, dass die Passivzinsen noch bis 1880 höher waren als die gesamten Steuereinnahmen der Stadt.

Auch zehn Jahre nach der Liquidation der Nationalbahn wirkte die Krise noch nach. Damals frasssen die Passivzinsen noch immer 90 Prozent der Steuereinnahmen auf. Die wirtschaftliche Malaise war unterdessen noch durch den Zusammenbruch der in Winterthur 1863 gegründeten Schweizerischen Lloyd-Versicherungsanstalt verschlimmert worden. In Zeiten solcher Finanznot waren grössere Investitionen der Stadt undenkbar. Darunter litt natürlich auch das Handwerk, das wahrscheinlich im Bauboom der 1850er, 60er und 70er Jahre etwas Speck angesetzt hatte.

### Generationenkonflikt

Doch kehren wir zurück zur Geilingerschen Schlosserei. Als Gottlieb im väterlichen Geschäft nach und nach das Zepter übernahm, musste er sich das Vertrauen des Vaters erst einmal mühsam erwerben. Zwischen den beiden dürften vom technischen und unternehmerischen Standpunkt her grosse Unterschiede bestanden haben. Auf der einen Seite stand der Vater als traditioneller Handwerker mit konservativem Geschäftsgebaren; auf der anderen Seite der Sohn, wohl traditionell ausgebildet, aber bereits in die rationelleren Produktions- und Geschäftspraktiken der deutschen Maschinenindustrie eingeweiht. Der Vater hatte erwartet, den Sohn nach der Walz als versierten Handwerker in den Betrieb integrieren zu können, doch nun kam ihm dieser mit lauter so «neumodischen» Ideen. Zum Beispiel bestand er darauf, den Betrieb zu mechanisieren: «Ich erklärte dann meinem Vater, dass durch blosses Handarbeiten kein Vorwärtskommen möglich sei», erinnerte sich Gottlieb später.



*Kunstsenschlosserei war zu Gottlieb Geilingers Zeit noch ein wichtiger Zweig. Ausstellungsobjekt für die Zürcherische Gewerbeausstellung 1903*

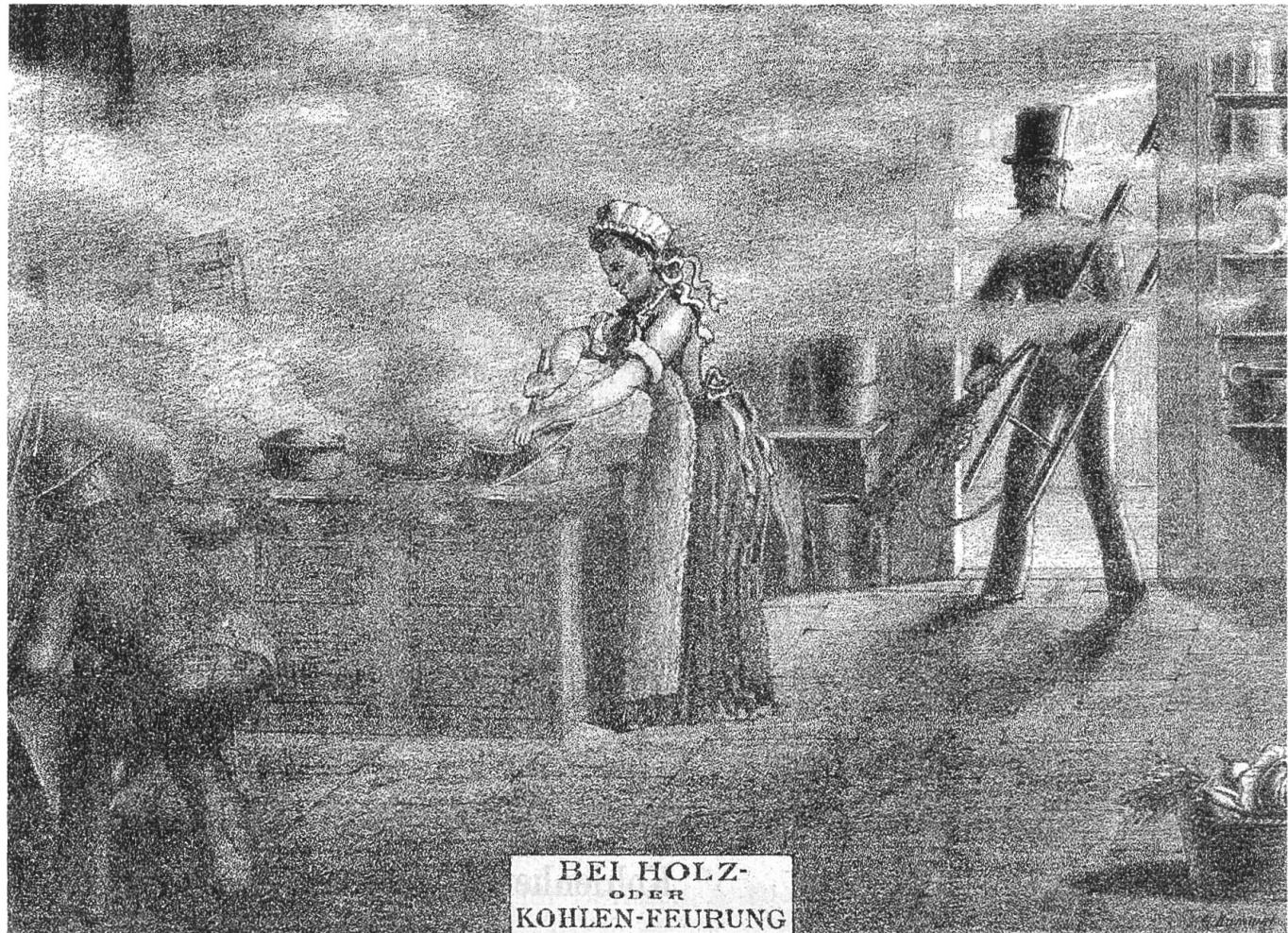
Der Vater liess sich nach einigem Hin und Her davon überzeugen, einen einpferdigen Wassermotor mit Transmission anzuschaffen. Eigentlich fehlte das Geld dafür, aber Gottlieb konnte beim Ingenieur Schmid in Zürich, den er in Wien kennengelernt hatte, zu günstigen Bedingungen kaufen. Damit war die Konkurrenzfähigkeit der Werkstatt fürs erste verbessert. Um aber in diesen harten Zeiten überleben zu können, musste auch das Sortiment bereinigt werden.

#### **Der Markt ändert sich**

Schon während der fünf Jahre dauernden «Cohabitation» mit seinem Vater fing Gottlieb an, das Sortiment

umzugestalten. Dabei war zum Teil kräftiger Widerstand des Vaters zu überwinden: «Es ging langsam vorwärts, aber nicht ohne grosse Schwierigkeiten», erinnerte sich Gottlieb 1925.

Erforderlich war die Umstellung im Angebot wegen der zunehmenden Arbeitsteilung in der Metallverarbeitung. Verschiedene traditionelle Produkte der Schlosser konnte die Industrie unterdessen billiger und besser herstellen. Angefangen hatte dies mit den ursprünglichen Produkten des Schlossers: den Schlössern. Führte Vater Abraham noch Schlösser im Sortiment, so suchen wir diese bei Sohn Gottlieb vergebens. Schlösser kaufte man schon



damals «von der Stange». Dies bestätigt auch die Fachliteratur: Julius Koch hielt 1899 in seiner «Technologie der Schlosserei» fest, dass die «gewöhnlichen Schlösser ... meistens in grossen Betrieben hergestellt werden».

Zum Angebot einer Schlosserei im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zählten zunächst alle Gegenstände, die durch Schmieden, Schweißen, Sägen, Feilen und Bohren hergestellt werden konnten. Es waren Produkte, an die nicht allzu grosse Ansprüche bezüglich der Präzision gestellt wurden, so dass sie weitgehend manuell gefertigt werden konnten. Generell gehörte alles dazu, was auf dem Bau an Eisenbestandteilen benötigt wurde: Gitter, Geländer, Portale, sämtliche Beschläge von der Bauklammer bis zum Tür- und Fensterband. Aber auch den Holzherd für die Küche, die Wetterfahne und den Blitzableiter fürs Dach be-

stellte man beim Schlosser. Aus dem «Verzeichnis von Handwerkern und Gewerbetreibenden in Winterthur und dessen Umgebung» von 1887 wissen wir, dass Gottlieb Geilinger auch «Fuss- und Wagenwinden» anbot.

Zwischen 1880 und 1910 spielte die Kunstsenschlosserei noch eine wesentliche Rolle. Allerdings liess die Nachfrage in diesem Bereich bereits spürbar nach. Die im 19. Jahrhundert noch zur allgemeinen Gebäudeausstattung gehörenden Gitter und Portale wurden im 20. Jahrhundert je länger je mehr zum Luxusgut. Zusätzlich nahm bei den Kunstsenschmieden die Fertigungstiefe in dem Masse ab, wie die Industrie vorgefertigte Gussteile (Rosetten, Blätter beispielsweise) billig lieferte. Bald wurden auch die Beschläge zu Massenprodukten spezialisierter Firmen, dann die Wetterfahnen und die Blitzableiter.

Im wirtschaftlichen Aufschwung

*Oben und rechts:  
Vorteile des Gaskochherds; Illustrationen aus einem Prospekt, vermutlich aus den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts*



der 1880er Jahre kamen grössere Aufträge aus dem blühenden Industriebau in Winterthur hinzu, später auch aus der Ostschweiz. Neben Eisenkonstruktionen und Blecharbeiten benötigten die neu gebauten Fabriken vor allem Fenster, Türen und Tore.

Diese in Eisen konstruierten Fenster und Türen waren im Grunde eine logische Weiterentwicklung aus dem Bau von Veranden für Wohnhäuser. Und sie bildeten – wie wir noch sehen werden – den Anfang der heutigen Departemente «Fenster- und Fassadensysteme» sowie «Zargen-, Schutz- und Torsysteme».

Trotz des zeitweise recht ungestümen Wachstums in neue Gebiete vernachlässigte Gottlieb Geilinger nie die einfachen Reparaturen, das Öffnen und Instandsetzen von Schlössern, das Anfertigen von Reserveschlüsseln. Diese Verbundenheit auch mit kleinen Kunden blieb teilweise bis heute erhalten.

Man pflegte die kleinen Aufträge nicht zuletzt auch in der Hoffnung, «dass aus der unbedeutenden Reparatur durch die gegenseitigen, bescheidenen Geschäftsbeziehungen sich gelegentlich ein grösserer Auftrag entwickeln kann» (Eduard Geilinger 1946). Um aber die Abläufe in der Produktion nicht durch anfallende Reparaturen zu stören, trennte Gottlieb Geilinger die Reparaturabteilung vom übrigen Betrieb. Dieses Konzept eines separaten Kundendienstes war damals neu.

#### **Diversifikation durch Gaskochherde**

Ein typisches Problem der Bauschlosserei beschäftigte Gottlieb Geilinger besonders: Wie konnte man die saisonal sehr unterschiedliche Auslastung eines von der Baubranche abhängigen Betriebs ausgleichen? Für eine Bauschlosserei war es früher

noch schwieriger als heute, das ganze Jahr über Arbeit zumindest für die erfahrenen Arbeiter (das Stammpersonal, wie man heute sagt) zu finden. Erst recht war dies in Krisenzeiten ein Problem.

Es galt also, Arbeitsgebiete zu finden, die vom Bau ganz oder teilweise unabhängig waren. Vor allem aber sollten neue, standardisierte Produkte gefunden werden, die sich in flauen Zeiten in bescheidenem Mass auf Vorrat produzieren liessen.

Ein solcher Versuch war die Herstellung von Gaskochherden ab etwa 1885. Diese vermutlich ersten schweizerischen Gasherde hatte der rührige Direktor des Winterthurer Gaswerks, Jakob Isler, mit seinem Freund Gottlieb Geilinger zusammen entwickelt.

Der eigentliche Zweck des Projekts war, den Absatz von «Leuchtgas» weiter anzukurbeln. Dies war auch dringend nötig, da die verbesserten Petrolampen und das zaghafte aufkommende elektrische Licht den Gaswerken im Beleuchtungsmarkt zunehmend die Erträge streitig machten.

Marktüberlegungen hin oder her – Direktor Islers Kochherde boten nicht wegzudiskutierende Vorteile. Bis anhin war das Kochen eines Mittagessens ja eine generalstabsmäßig durchzuarbeitende Angelegenheit gewesen: Die geplagte Hausfrau, das geplagte Personal, hatte nicht nur die Nahrungsmittel zu besorgen und zu rüsten, sondern musste auch frühzeitig den Herd, den Backofen einheizen, um bei Zeiten kochen zu können. Standen die Pfan-



*Ein gasbeheizter Wärmeschrank, hergestellt von Gottlieb Geilinger*

nen endlich auf der Platte, bedurften sie der steten Aufmerksamkeit, denn die Hitze des Holzherds war kaum zu regeln. Und zu guter Letzt hatten Holzherde die Eigenheit, die Küchenluft mit beissendem Rauch zu füllen und die Einrichtung mit einem Schleier von Asche zu überziehen.

Ganz anders beim Gasherd: Den Gashahn drehen, anzünden – und blitzschnell stand Wärme zur Verfügung. Die Gasflamme brannte ruhig, beinahe geruch- und rückstandslos, und obendrein war sie in weitem Bereich regelbar. Und: Es musste weder Holz herauf- noch Asche hinuntergeschleppt werden.

Isler hatte seine Gasherde gleich in verschiedenen Grössen entworfen: «Gewöhnliche Haushaltungs- und Restaurationsherde». Je nach Bedarf waren sie mit Backöfen, Wärmekammern oder Wasserschiffen ausgerüstet. Für das Kochen mit Gas im allgemeinen und für seine Herde im besonderen warb Isler mit einer permanenten Ausstellung im städtischen Gewerbe-museum. Die Ausstellung wurde im Herbst 1885 eröffnet. Zu ihren Attraktionen gehörte regelmässig ein Schaukochen, bei dem grosse Menüs zubereitet und an die Gäste verteilt wurden. Trotzdem schien es mit dem Absatz in der ersten Zeit zu hapern. 1887 jedenfalls sinnierte Isler: «Man sollte glauben, der Reiz der Neuheit hätte in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung einer nicht sehr grossen Stadt wie Winterthur nach und nach herbeigezogen. Allein, dem ist keineswegs so! Heute noch, nach  $1\frac{1}{2}$  Jahren, dürften kaum  $\frac{2}{3}$  unserer Gaskonsumenten sich die Sache angesehen haben.» Offenbar überwog bei vielen Menschen noch die Skepsis gegenüber dem neuen Brennstoff. Das ist nicht erstaunlich, haftete dem Gas doch noch immer der Nimbus des Unfassbaren, des Gefährlichen an; Vergiftungen und Explosio-

nen gehörten damals mit unschöner Regelmässigkeit zu den Begleiterscheinungen seines Gebrauchs.

In den ersten eineinhalb Jahren konnte Gottlieb Geilinger rund hundert Herde in verschiedenen Grössen absetzen. Gottliebs Sohn Eduard erinnerte sich, dass der Absatz von Jahr zu Jahr stieg. Bald wurden ausser Kochherden auch grosse Tellerwärmere gefertigt. Doch obschon «Herr Schlossermeister G. Geilinger» gemäss «Landbote» vom 6./7. November 1885 die Gasherde «fein und trefflich ausgeführt hat», blieben sie nur ein Nebengeschäft. «Der Höhepunkt war wohl mit der Kantonalen Gewerbeausstellung in Zürich vom Jahre 1894 erreicht, an der eine ganze Kollektion von verschiedenen Typen gezeigt wurde», so Eduard Geilinger.

Gottlieb Geilinger soll sich zwar mit dem Gedanken beschäftigt haben, die Serienfabrikation aufzunehmen. Offensichtlich scheute er sich jedoch vor dem Einsatz der dazu nötigen finanziellen Mittel. Von der Serienproduktion abgehalten hätten ihn zudem «schwere Konstruktionsmängel», von denen Isler «aber mit seiner ihm eigenen Zähigkeit nicht abzubringen war» (Eduard Geilinger). Da zur selben Zeit auch noch billige deutsche Produkte in den schweizerischen Markt drängten, entschied Gottlieb Geilinger, keine Herdfabrik einzurichten. Dennoch betrieb er das Geschäft mit Gasherden – auf kleiner Flamme sozusagen – bis ins erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts weiter.

### **Zugscheibenanlagen und Telefonmasten**

Ein weiteres Produkt von Gottlieb Geilingers Bemühungen zur Diversifikation waren ab 1910 Zugscheiben für Schiessanlagen. Dies war ein Produkt, ganz auf den Patron zugeschnitten. Er, als begeisterter Schütze, kannte die



Anforderungen an Zugscheibenanlagen genau: Bequem zu bedienen mussten sie sein, den Zeiger sollten sie unbedingt gegen Prellschüsse schützen, und das Scheibenbild musste gut beleuchtet sein. Es dürfte ihm nicht schwer gefallen sein, eine Scheibenhalterung zu entwickeln, die den damaligen Ansprüchen genau entsprach. Zudem kannte er die Gepflogenheiten in diesen Kreisen – die Geschäfte, erinnert sich Gottliebs Enkel Peter Geilinger, seien meist am Sonntagmorgen früh im Schützenhaus bei Pulverdampf und Frühstück angebahnt worden.

Dank ihren guten Eigenschaften und solch trefflicher Vermarktung schwang sich die offene Zugscheiben-anlage rasch zum Standard auf. In wenigen Jahren konnten 330 Anlagen mit rund 2500 Scheiben geliefert werden. Dies ist für den kleinen geschlossenen

Markt, den dieses Produkt naturgemäß hatte, ein rechter Erfolg. Zupass kam dem Produkt, dass in der Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg das spitze Kugelgeschoss eingeführt wurde; dadurch waren die Schützengesellschaften gezwungen, ihre Scheibenstände zu erneuern.

Als Versuch zur Diversifikation waren die Zugscheiben aber von vornherein handikapiert: «Das Prinzip der Zugscheibe konnte, da längst bekannt, nicht durch Patent geschützt werden», erkannte Gottlieb Geilingers Sohn Eduard. «Daher stand der Nachahmung natürlich Tür und Tor offen. Dazu trat der in der Schweiz sattsam bekannte lokale Eifer (den «Kantönligeist» meinte er wohl damit. Der Verfasser). Die Folge waren gedrückte Preise, denen auch mit Serienfabrikation nicht beizukommen war.» Zudem konnte Eduard Geilinger dem Ge-

*Zugtafeln  
von Gottlieb Geilinger*

*Gottlieb Geilinger  
(stehend links), Feld-  
weibel und Schütze aus  
Passion, inmitten  
Gleichgesinnter*



schäften im Schützenmilieu keinerlei Charme abgewinnen. Er hatte keinen Militärdienst geleistet und verstand wahrscheinlich schon deshalb die Mentalität der Schützen nicht. Dies führte schliesslich dazu, dass die Zugscheiben bis 1939, zwölf Jahre nach Gottliebs Tod, nach und nach aus dem Programm verschwanden.

Als weiteren nennenswerten Versuch der Diversifikation sind hier noch die Aufträge für die Telephonverwaltung zu nennen. Die Geschäfte seien «ganz beträchtlich» gewesen,

entsann sich Gottliebs Sohn Eduard Geilinger rund ein halbes Jahrhundert später. Für den Ausbau des wachsenden Telefonnetzes lieferte die Schlosserei Isolatoreträger, Stangengerüste und Verteilmaste.

### **Die Werkstatt**

Diversifizierung und Mechanisierung des Betriebs hatten das Gesicht der alten Werkstatt im «Königstor» seit dem Eintritt von Gottlieb Geilinger 1875 stark verändert. 1884 wurde mit vier Gesellen, zwei Handlangern

und zwei Lehrlingen gearbeitet. 1886 bereits drohte die Werkstatt aus den Nähten zu platzen. Glücklicherweise konnte eben in jenem Moment das Nachbargebäude, das «Graue Haus», gekauft werden.

Wie gross die Raumnot inzwischen geworden war, zeigt eine kleine Anekdote, die Eduard Geilinger 1946 notierte: «Am Tage nach der Fertigung des Kaufes schlügen die Schlossergesellen mit Steinbohrern und Vorschlaghämtern zum Entsetzen der früheren Besitzerin, die sich mit der Tatsache des Kaufes offenbar noch nicht ganz abfinden konnte, ein weites, grosses Loch in die dicke Trennmauer und nahmen von den geräumigen Hallen und Parterrelokalen im ‹Grauen Haus› Besitz.»

Sogleich wurden neue Maschinen gekauft, die von einem damals modernen Gasmotor angetrieben wurden. Die bessere Konjunktur in der zweiten Hälfte der 1880er Jahre brachte dem Baugewerbe gehörig Aufträge. Davon profitierte auch die Schlosserei, so dass die Räume erneut zu eng wurden.

## Neubau

Abhilfe sollte der Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses schaffen, einen Katzensprung westlich, an der Ecke Technikum-/Lagerhausstrasse. Die Architekten Jung und Bridler entwarfen ein Haus, exakt auf die Bedürfnisse einer Bauschlosserei abgestimmt. 1891 konnte die neue Werkstatt bezogen werden, die Raum für gut 15 Arbeiter und drei Schmiedefeuер bot – die Handwerker mussten sich wie Fürsten vorgekommen sein.

Am neuen Standort entwickelte sich die Schlosserei definitiv zur – wenn auch vorerst kleinen – Stahlbauwerkstatt. Erstmals wurden grössere Serien von Türen und Fenstern für die Industrie, Schaufensteranlagen und anderen Eisenkonstruktionen gelie-

fert. Zum ersten Mal blühte das Geschäft! Dies erforderte in kurzen Abständen weitere Vergrösserungen des Betriebs: 1904 baute Gottlieb Geilinger auf dem benachbarten Grundstück, der ehemaligen Haggemannacherschen Gerberei, eine geräumige Schlosserei. Bei dieser Gelegenheit wurde gleich der Gasmotor durch einen elektrischen ersetzt. 1910 wurde die durchs Firmengelände führende Eulach überdeckt und das Werk um eine Konstruktionshalle erweitert. 1912 schliesslich kam westlich der Werkstatt an der Lagerhausstrasse ein Lagerplatz dazu.

Die neue Konstruktionshalle und der Lagerplatz dürften bereits auf Betreiben des Nachfolgers Eduard Geilinger gebaut worden sein. Er benötigte sie für den von ihm forcierten Stahlbau.

In die Zeit des wirtschaftlichen Erfolgs fiel auch die Anschaffung eines, für heutige Verhältnisse, bescheidenen Maschinenparks: Eine Dreherei wurde eingerichtet, Blechbearbeitungsmaschinen wurden gekauft. Eine Pressluft-Nietanlage mechanisierte die bisherige Handarbeit.

## Arbeiten in einer Schlosserei um die Jahrhundertwende

Wie ging es zu und her in einer Schlosserei zur Zeit von Gottlieb Geilinger? Die technische Ausrüstung muss aus heutiger Sicht recht bescheiden wirken. Eine Bohrmaschine, eine Schmirgelmaschine und ein sogenannter Windflügel für das Schmiedefeuер genügten. Angetrieben wurden die Maschinen über eine Lederriementransmission von einem Wassermotor – etwas moderner unter Umständen von einem Gas- oder Elektromotor mit wenigen Kilowatt Leistung.

Einen Eindruck von der Arbeitstechnik vermittelt uns das schöne, vielleicht etwas verklärte Stimmungs-

*Der Schmied, dargestellt auf einem Ex Libris, geschaffen vom Genfer Kupferstecher Georges Hantz (1846 – 1920). Das Handwerk lebte noch bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts in seinen alten Traditionen – doch im Hintergrund rauchen bereits die Fabrik schloten.*



bild, das Eduard Geilinger 1946 in seinen Erinnerungen zeichnete:

«Bis um das Jahr 1910 spielten in unserem Berufe das Schmieden und das Feuerschweissen eine ausschlaggebende Rolle. Die Beherrschung dieser ausgesprochen handwerklichen Technik gehörte zum Rüstzeug jedes anständigen Gesellen, denn die Arbeitsteilung zwischen Schmied und Schlosser war damals erst in grösseren Betrieben durchgeführt.

Vor Beginn der Arbeit, zu jenen Zeiten Sommer und Winter um sechs Uhr, hatten die Lehrlinge das Feuer anzublasen, und auch für den Kohlenvorrat und für das nötige Löschwasser war der Stift verantwortlich. Das sau-

ber geputzte, hell flackernde Schmiedefeuer war das Symbol der Schlosserei.

Feierlich ist der Moment einer grossen Schweissung. Die Hitze steigt, das Eisen fliest im Feuer. Nach einem kräftigen «Los!» tragen gewandte Hände die Eisen auf den Amboss. In scharfem Strahl spuckt der Schmied auf die Schweissstelle, und mit raschen, sicheren Schlägen heftet er die weissglühenden Stücke zusammen. Ihm folgt der Stift mit den kräftigen Streichen des Vorschlaghammers, und laut ertönt im  $\frac{3}{4}$ -Takt der helle Klang von Hammer und Amboss. Das Eisen hält, die Schweissung ist gelungen, und mit Befriedigung

schiebt der Schmied seinen wohlriechenden «Schigg» von der rechten in die linke Wange. Zu jenen Zeiten kannte man weder Schweissbrenner noch elektrischen Lichtbogen, und ein schönes Schmiedestück war mit Recht der Stolz eines tüchtigen Schlossers.»

### Löhne, Ferien, Versicherungen

So rudimentär die Ausrüstung der Werkstatt, so archaisch war das Verhältnis zwischen Meister und Gesellen. Die Grundlage der Zusammenarbeit war das gegenseitige Vertrauen. Irgendwelche schriftliche Abmachungen gab es nicht.

Die Arbeitszeit reichte vom frühen Morgen bis zum späten Abend – in den 1880er Jahren waren dies täglich zwölf Stunden, sechsmal die Woche. In den 1890er Jahren wurde die Arbeitszeit auf 10 Stunden gesenkt.

Ein gelernter Arbeiter verdiente 1887 nur 40 Rappen die Stunde. Zum Vergleich: 1872 kostete ein Pfund Brot 52 Rappen, ein Pfund Rindfleisch 75 Rappen und ein Pfund Butter 1.24 Franken. In den 90er Jahren stieg der Lohn auf 50 und 1911 schliesslich auf 70 Rappen. Bezahlte Ferien wurden ab Ende und der freie Samstagnachmittag ab Mitte des ersten Dezenniums unseres Jahrhunderts gewährt. Das Winterthurer Gewerbe vollzog diesen Fortschritt allerdings erst im Gefolge von Gebrüder Sulzer, dem damals schon grössten Arbeitgeber auf dem Platz. Über den freien Samstagnachmittag mochte Gottlieb Geilinger vor dem Gewerbeverband lautstark lamentiert haben – ihn störte, dass das Gewerbe von der Industrie unter Zugzwang gesetzt worden war. Schliesslich konnte er dem Ganzen doch noch positive Seiten abgewinnen: Die Meister, so seine Überlegung, könnten «ihren Papierkram» dann am Werktag erledigen und hätten am Sonntag endlich frei.

Erst als die Betriebe 1890 landesweit dem Fabrikgesetz unterstellt wurden, erhielt das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern einen formellen rechtlichen Rahmen. Diese Massnahme muss unter den Winterthurer Gewerblern einige Widerstand ausgelöst haben: «Dass der Staat in geschäftliche Dinge hineinredet, wirkte auf die Meister damaliger Zeit geradezu katastrophal, und es brauchte der ausgesprochenen Klugheit und des tiefen psychologischen Verständnisses des ersten Fabrikinspektors, Dr. Schuler, diese Widerstände zu überwinden und die in guten Treuen widerborstigen Unternehmer von der Notwendigkeit des Fabrikgesetzes und damit auch des Fabrikinspektors selbst zu überzeugen», so Eduard Geilinger.

Dabei hielt sich die Belastung der Unternehmer verglichen mit den derzeitigen Sozialabgaben durchaus im Rahmen. Sie beschränkten sich auf die bezahlten Ferien und eine Haftpflichtversicherung, die der Patron zugunsten seiner Arbeiter abzuschliessen hatte.

Von der Struktur her war Gottlieb Geilingers Schlosserei noch ein reiner Handwerksbetrieb. Es gab kein technisches oder kaufmännisches Personal. Den kaufmännischen Teil deckte Gottliebs Ehefrau, Anna Geilinger, ab. Offerten wurden kaum geschrieben – Kunde und Unternehmer vertrauten sich eben. War trotzdem einmal eine Kostenschätzung erforderlich, schätzte Gottlieb Geilinger als erfahrener Meister nach dem Gewicht. Und diese Schätzungen sollen aus Sicht des Sohnes Eduard durchaus schon die Genauigkeit von modernen Kostenkalkulationen erreicht haben.

Die Zeichnungen für die Werkstücke lieferte meist der Architekt. Oft aber wurde nach einfachen Handskizzen oder nach Zeichnungen auf Blech

*Als Bürger aktiv:  
Gottlieb Geilinger wird  
1889 zum Mitglied der  
Gemeinde-Steuerkom-  
mission gewählt.*

Herrn G. Geilinger, Schlosser

Dankt.

Gesuchsteller zu!

In Vollziehung des S. 18. des Gesetzes betreffend  
die Kaufm. etc. Bräuse mit uns, zum Zweck des Raubzugs  
zu bringen, daß Sie von der Versammlung der politischen  
Gemeinde Winterthur vom 24. Mai 1889 zum

Mitgliede der Gemeinde- Steuerkommission  
gewählt worden sind.

Mit diesen Angenommen haben wir die Ausführung  
unsrer vollkommen Gesuchstellung!

Winterthur, den 24. Mai 1889

Namens der Versammlung der polit. Gemeinde:

Der Stadtpräsident:

G. Geilinger

Der Stadtschreiber:

L. P. Schmid

gearbeitet. Dies ist mit ein Grund dafür, dass trotz intensiver Suche kaum mehr Konstruktionszeichnungen und Entwürfe aus der Zeit vor der Jahrhundertwende zu finden sind.

### **Ein Patron alter Schule**

Im geschäftlichen Umgang war Gottlieb Geilinger ein Patron alter Schule. Einerseits sorgte er für seine Gesellen und besonders die Lehrlinge; andererseits nahm er seinen Arbeitern aber auch schon mal, wenn er es für nötig befand, «am Amboss oder am Schraubstock kurzerhand das Werkzeug aus der Hand ...», um ihnen zu zeigen, wie man arbeitet und wie er die Ausführung sich vorstellte», erinnerte sich sein Sohn Eduard. Und weiter: «Auch in seinen späteren Jahren, als Geschäftsführung und Büroarbeiten ihm für praktisches Arbeiten in der Werkstatt keine Zeit mehr liessen, griff er doch gelegentlich immer wieder zum Hammer; dann, wenn eine Arbeit pressierte oder wenn nach seiner Auffassung nicht genug geleistet wurde, dann stellte er sich an den Amboss, dann aber war gewöhnlich nicht nur Feuer auf der Esse, sondern auch Feuer im Dach. Streng in den Anforderungen, gleichzeitig aber gerecht im Urteil und im Handeln war das Bild von Gottlieb Geilinger als Arbeitgeber.»

Gottlieb Geilinger war über sein Geschäft hinaus ein vielseitig interessanter Mann. Er engagierte sich im Verband Schweizerischer Schlossermeister, in der 1870 gegründeten Schweizerischen Volksbank, im Kantonalen Gewerbeverband und in der städtischen Gewerbekommission. Dort setzte er sich besonders für die Belange des Lehrlingswesens ein. In diesem Zusammenhang stossen wir zum ersten Mal auf Belege für die später pionierhafte Art und Weise, wie sich die Inhaber der Firma immer wie-

der der Bedürfnisse und Wünsche ihrer Angestellten annahmen.

### **Das Lehrlingspatronat**

1903 und 1904 warb Gottlieb Geilinger vor dem Handwerks- und Gewerbeverein für ein Lehrlingspatronat. Dies war ein Verband von Gesellschaftern, Behörden und Firmen, der rat- und hilfsbedürftigen Buben und Mädchen des Bezirks Winterthur eine gute Lehre ermöglichen sollte. Dazu gehörte unter anderem die Beratung bei der Berufswahl und beim Abschluss eines Lehrvertrags oder das Vermitteln von geeigneten «Kostorten». Dem Lehrlingspatronat oblag es ferner, bei Streitigkeiten mit dem Lehrmeister zu vermitteln und die Schützlinge finanziell zu unterstützen, sei es durch Vorschüsse oder durch Beiträge an Lehrgeld (damals noch üblich) und Kost. Und überhaupt: Die Institution sollte über das «sittliche und leibliche Gedeihen» der jungen Menschen wachen.

Vorbild für Gottlieb Geilinger war das Lehrlingspatronat der Stadt Zürich, das bereits seit etwa zehn Jahren bestand. Alle Mitglieder mit jährlichem Beitrag erhielten eine Vertretung in der Abgeordnetenversammlung nach einem bestimmten Schlüssel. Für jeden durch die Institution plazierten Lehrling bestellte der Vorstand einen Patron, der mindestens zweimal jährlich Bericht erstattete.

Den Mitgliedern des Handwerks- und Gewerbeverbands schien der Vorschlag des Schlossermeisters einzuleuchten. Jedenfalls beschloss die Versammlung den Beitritt und unterstützte die gute Sache mit hundert Franken.

Seine Verbundenheit mit Winterthur, seine Auffassung von Bürgerpflicht und die Überzeugung, dass Wirtschaft in engstem Zusammenhang mit der Politik stehe, führten Gottlieb

Geilinger in die Politik. 1889 bis 1919 wirkte er als Freisinniger im Winterthurer Stadtparlament, das zunächst «Gemeindeausschuss», später, bis zur Stadtvereinigung, «Grosser Stadtrat» genannt wurde. 1912 wurde er in den Zürcher Kantonsrat gewählt, dem er für zwei Legislaturperioden angehörte.

### **Anna Geilinger-Ehrensberger**

Die Mehrfachbelastung infolge seines gesellschaftlichen Engagements konnte Gottlieb Geilinger nur bewältigen, weil seine Frau Anna ihm im Geschäft wichtige Arbeiten abnahm. Nach ihrer Heirat hatte Anna Ehrensberger ihr Modistinnengeschäft noch einige Jahre weitergeführt. Ihr Laden lag nur einige Schritte von der Schlosserei entfernt, die Eulachstrasse hinunter Richtung Bahnhof.

*Anna Geilinger (1858 – 1923), um 1905, Ehefrau von Gottlieb Geilinger*

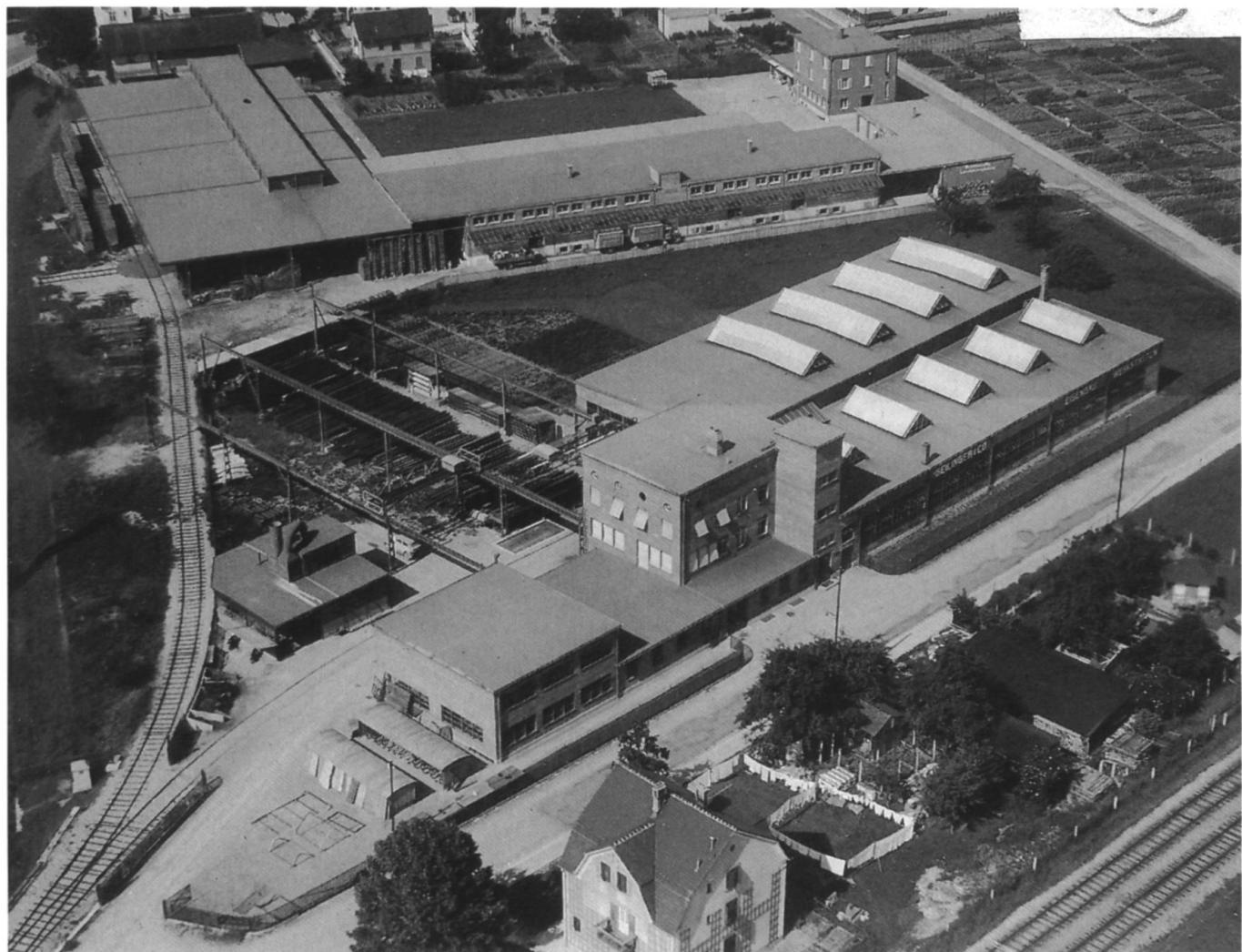


Anna Geilinger muss einen erstaunlichen Sinn fürs Geschäftliche gehabt haben. Dies lässt sich aus Bemerkungen ihres Ehemanns schliessen, der sich beispielsweise beklagte: «Es war für mich bemühend, dass der ökonomische Erfolg aus ihrem Geschäfte bedeutend grösser war, als derjenige aus meinem bescheidenen Geschäfte.»

Unter diesen Umständen war es ein kluger Zug gewesen, sie davon zu überzeugen, ihr florierendes Damen-hutgeschäft an eine Verwandte zu

übergeben und sich um das Kaufmännische der Schlosserei zu kümmern. In Kürze übernahm sie den gesamten administrativen Bereich des Betriebs. Bald hatte sie «in allen entscheidenden Fragen und Entschlüssen ein gewichtiges Wort mitgesprochen ... Weitblickend und zugleich vorsichtig hat sie die Pläne ihres Gatten geprüft und ihren eigenen Standpunkt vertreten ... Dieses Zusammenwirken bildete die Grundlage für die Entwicklung des Unternehmens. In ihm liegt aber auch der gesunde Geist begründet, der zu allen Zeiten den Betrieb be-seelte: gewissenhafte Pflichterfüllung, aber auch die Anerkennung der geleisteten Arbeit», erinnerte sich ihr Sohn Eduard.

Gottlieb Geilinger hatte die Grösse – und das war unter den damaligen Patrons durchaus nicht die Regel –, die Leistungen seiner Frau in aller Öffentlichkeit zu würdigen. «Mit leuchtenden Augen pries Gottlieb Geilinger seinen Freunden gegenüber ihre aufopfernde Tätigkeit und ihre Umsicht, der er zum grossen Teil den geschäftlichen Aufschwung verdankte», ist in einem Nachruf auf Anna Geilinger zu lesen. Im engeren Familienkreis ging er gar noch weiter: «Das grösste Verdienst aber hatte Eure Mutter, die es verstand, mich zu leiten und für den häuslichen Sinn zu erziehen ... das muss ich Euch offen bekennen, dass ich ohne Euere Mutter nie so weit gekommen wäre, wie ich heute bin», gab er seinen Söhnen und Enkeln 1925, zwei Jahre vor seinem Tod, mit auf den Weg.



*Das Werk «Grüze» im  
Osten von Winterthur,  
Flugaufnahme 1930*